Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Nazareth.

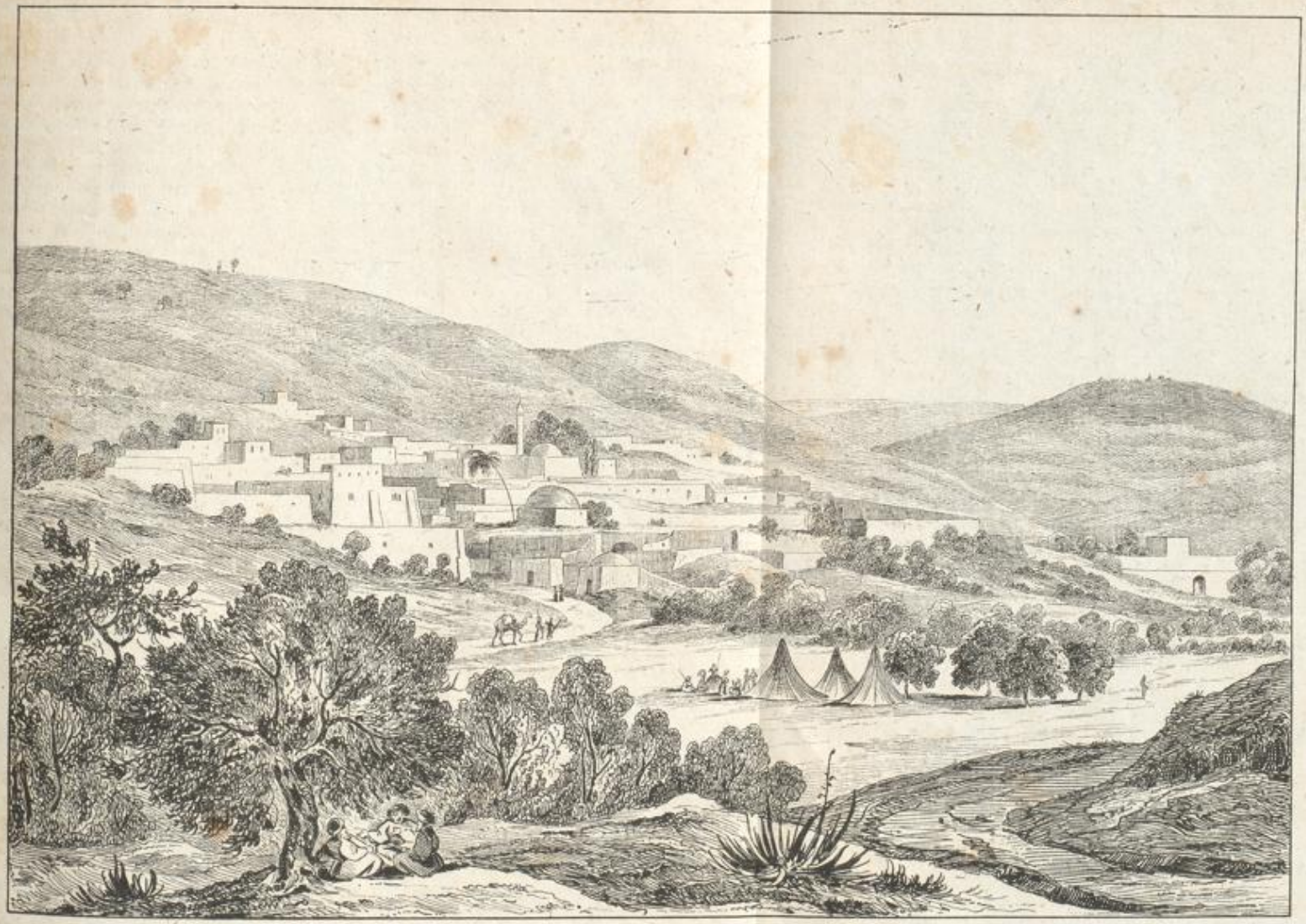
(Mit einer Abbildung.)

Abermals ein Bild aus dem heiligen Lande. — Es freut den Boten innig, daß seine lieben Leser mit besonderem Wohlgefallen diese Bilder wahrnehmen.

Die nördlichste Provinz von Palästina oder dem gelobten Lande war zu den Zeiten Jesu **Gäliläa** (zu deutsch Grenzland geheißen). Es ist eine schöne Gegend, vielleicht der fruchtbarste Boden von Asien. Reicher Segen ist darüber ausgebreitet, Glück und Friede müßten da heimisch seyn, wenn die drückende Oberherrschaft der Türken, und das Treiben der wilden Araber-Horden nicht wären; denn die hart bedrängte christliche Bevölkerung, die dort unter ihnen lebt, wird als treu, sittlich und ausgezeichnet in guten Eigenschaften gerühmt. Als Wiege des Christenthums sey uns dies Ländchen insbesondere lieb und theuer. Hier mahnt alles durch Erinnerungen an Jesu, und an den liebevollen Sinn des Heilandes. Die gesegnete Provinz Galiläa war es ja, die Jesus vor allen liebte, wo er so gerne wandelte, und seine heiligen Offenbarungen verkündete. Es ist das Land der Wunder, von denen das Testament uns Kunde giebt. Hier liegt Nazareth, in dem Jesus aufwuchs; hier fließt der Jordan, an dessen Ufern er sein Lehramt begann, und seine liebsten Jünger sammelte; hier ist Kana, wo er sein erstes Wunder verrichtete, ferner Kapernaum, am See Tiberias, das ihn so oft in seinen Mauern sah, und Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte. Hier liegt der Berg, auf dem er seine Bergpredigt hielt, und der jetzt der Berg Christi heißt; sodann der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Die Bevölkerung, zu dem Stamm der Israeliten gehörig, bestand zu Jesu Zeiten zum Theil aus armen Fischern, doch war unter ihnen ein heller, frischer Sinn, der sie für seine Lehre besonders empfänglich machte. Im nördlichen Theil wohnten damals auch Heiden, weshalb die Galiläer von ihren Glaubensgenossen in Palästina, den Juden, gering angesehen wurden. Aber gerade diese Vermischung mit Heiden lag in dem Plan der göttlichen Weisheit, damit die Heiden um so eher der Wohlthat des Evangeliums theilhaftig würden. Zur Zeit Jesu war Herodes Regent in Galiläa, ein schwacher, verächtlicher Mann, der den edlen Zeugen der Wahrheit, Johannes den Täufer, enthaupten ließ. Sein Weib Herodias zeigt uns, wohin Vergnügungssucht und Sündenliebe den Menschen führen können.

In dieser schönen Landschaft, am westlichen Abhang des galiläischen Gebirgs, liegt nun das Städtchen **Nazareth**, wo unser Erlöser seine Jugendjahre zubrachte, und welches die nebenstehende Abbildung darstellt. Ein gelehrter frommer Reisender, der erst kürzlich dort war, schreibt: „er habe an wenig andern Gegenden die Züge der Freundlichkeit und Milde mit jenen des hohen Ernstes so vereint gefunden, als an der von Nazareth; das blumenreiche Thal gleiche einer immer jugendlichen Mutter, und das Gebirge sey ein lehrender Vater, welcher den Blick auf die Höhen wie auf die Tiefen hinleitet.“ Die Lage des Orts stimmt genau mit der Beschreibung überein, welche der heil. Lucas in seinem Evangelium von diesem Orte giebt. Nazareth ist am Abhang eines felsigen Berges gebaut, und beherrscht die Aussicht auf das schöne Thal. Dem äußern Ansehen nach haben die Häuser nichts bemerkenswerthes; aber eben die Bauart am Berg verstattete, Höhlen in die Felsen zu graben, so daß jedes Haus auch unterirdische Gemächer besitzt, was in dem warmen Land sehr angenehm ist. Leider hat in neuester Zeit ein Erdbeben schwere Verwüstungen angerichtet.

Nazareth bedeutet auf deutsch ein grüner Zweig, ein Kranz. Eben weil unser Erlöser den irdischen Theil seines Lebens hier meist zubrachte, hat es wohl mit Recht den Namen Grünzweig, damit die Weissagung des Propheten Jesaias in Erfüllung gehe: „es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamm Isai, (Stamm des Königs David, von dem Joseph entsprossen, der in Nazareth wohnte,) und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht



Ansicht von Nazareth.

Pilt. Bolt. 1844.

Karlsruhe

bringen." Jesus war der göttliche Gnadenzweig, der die selige Frucht der Erlösung allen sich arm fühlenden Sündern brachte.

Das denkwürdigste unter Nazareths Gebäuden ist das lateinische (katholische) Kloster mit der Kirche der Verkündigung. Die Väter des Klosters halten Schule, und unterrichten eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Schüler, welche zum Theil auch europäische Sprachen lernen. Es sind höchst würdige Geistliche, welche sich für die Pilgrime in Gastfreundschaft und wahrer christlicher Hülfleistung aufopfern. Jeder versteht auch ein Handwerk. Die Kirche der Verkündigung umschließt den Raum, wo vor Zeiten die Behausung der heil. Jungfrau Maria gewesen ist, und wo ihr der Erzengel Gabriel die Empfängniß und Menschwerdung des Heilandes verkündete. Die Legende erzählt, daß im Jahr 1292, als ein ägyptischer Sultan ganz Palästina mit Feuer und Schwerdt verheerte, dies Haus von den Engeln übers Meer getragen worden sey. Jetzt wird es zu Loretto in Italien gezeigt, woselbst sich auch das Bild der heil. Jungfrau befindet, das der Evangelist Lucas, welcher ein Künstler war, gemalt haben soll. Die Wohnung war auch zum Theil in den Felsen gehauen, wie oben gemeldet, und bildete mehrere Zimmer unter dem Boden. In der Mitte der Kirche ist eine prächtige Treppe von Marmor, welche zu der Grotte führt, wo der Engel der Jungfrau erschien und den himmlischen Gruß sprach: „Gegrüßet seyst du Holdselige, der Herr ist mit Dir, Du Gebenedeite unter den Weibern." Von hier aus leiten zwei schmale Treppen zu dem Hauptaltar hinauf, der auf dem Felsen steht, welcher die Wölbung der Grotte bildet. In der Grotte befindet sich ein viereckiges, köstlich verziertes Gemach, in dessen Mitte, vor einem Altar ein Tabernakel von weißem Marmor ruht, den schlanke Säulen tragen; auch bezeichnen zwei Säulen die Orte, wo Maria stund und wo der Engel sie begrüßte.

In der Stadt selber wird in einer Kapelle die Stätte verehrt, wo des Pflegvaters Joseph Haus stund, in welchem Jesus als Kind lebte und den Eltern unterthan war. Ferner zeigt man noch den Ort, wo die Synagoge gewesen ist, in welcher Christus den Juden die ihn selbst betreffenden Stellen aus dem Jesaias erklärte und dadurch ihren Zorn rege machte, weshalb er sprach: „kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande." In einer andern Kapelle ist ein breiter Stein zu sehen, an welchem unser Erlöser nach seiner Auferstehung mehrmalen mit den Jüngern verweilte.

Vor der Stadt, im Thal, ist das große griechische Kloster, und dabei der Brunnen der Maria, woraus Jesus als Knabe seiner Mutter Wasser holte. Eine halbe Stunde vor der Stadt ist der schauerliche Ort, wo die bösen Nazarener Christus von der Höhe eines Felsen, die sich dort senkrecht aufthürmen, herabstürzen wollten.

Wenn die geneigten Leser die Abbildung betrachten, so ist rechts, im Thal, das griechische Kloster; unferne davon ergießt sich der Quell des Maria-Brunnens. Mehr zur Rechten kommt der Garten der Eltern der heiligen Jungfrau, wo das Kind Jesus am liebsten spielte; beim Palmbaum, in der Mitte, fangen die Klostergebäude mit der Kirche an, die auf der Stelle erbaut ist, wo das Haus stand, in welchem der Engel der Gebenedeiten erschienen ist.

Die Mohamedaner erkennen die Reinheit Mariens und die wunderbare Menschwerdung Christi, darum verehren sie auch diese heiligen Stätten. Nur setzen sie ihren Lügenpropheten Mahomed über Alles.

Als zur Zeit der Kreuzzüge das gelobte Land unter christlicher Regierung stand, da war Nazareth ein Erzbisthum, und die dritte Hauptstadt des Patriarchen von Jerusalem. Man sieht nur noch die Trümmer des Bischofs-Hofes und der großen Kirche. Denn seither ist viel schwere Drangsal über den Ort gegangen. Stünde er nicht auf einem Felsengrund, so wäre er längst weggeschwemmt, so reißend stürzt oft der Regen vom steilen Berg hernieder. (So bleibt auch die Christuslehre feststehen, trotz der Angriffe, welche eitle Menschen unternehmen!) Die Kleidung der Bewohner, zumal der Weiber, wird als sehr zierlich beschrieben, und ihre Lebensweise und Frömmigkeit vielfach gerühmt. Vom Anblick der Landschaft schreibt ein alter Reisender:

„Keine Gegend kann mit dieser um die Stadt Nazareth an Lieblichkeit verglichen werden, insonderheit wegen der schönen Blumen und wohlriechenden heilsamen Kräutern und Gewächsen, die daselbst zu allen Zeiten des Jahres wachsen und grünen; denn vom Wintermonat an bis zum April sind alle Hügel Felder und Waiden mit Anemonen, Ranunkeln, Sternblumen, Lilien, allerlei farbigen Tulipanen, Lavendel, Ambrosien und grünen Büschen geziert, daher man durch das Gesicht und Geruch sich in ein irdisch Paradies versetzt glaubt. Die Luft ist dermaßen gesund, daß man wenig Kranke daselbst findet." Zwei kleine Stunden von Nazareth liegt Kana, wo Jesus durch seine Wunderthat zum erstenmale die Augen der Welt auf sich richtete. Man zeigt dort noch das Haus der Hochzeit.

Liebe Leser! Denkt gerne und oft an diese Erinnerungen; das Menschengeschlecht hat keine, welche ihnen nur von ferne zu vergleichen wären. Unschuldiger und gewaltiger, erhabener und heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als Jesu Lehre, Wandel, Leben und Sterben; in jedem seiner Sprüche weht der lautere Gottesodem; es sind Worte des ewigen Lebens. Das Menschengeschlecht erkennt seither sein gemeinsames Bruderband. Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen! so erscholl es mit Engelszungen, als der Himmel die große Stunde begrüßte, in welcher der Heiland der Welt geboren ward. Ihr Herrscher und Völker der Erde verstehet diese Stimme, dann verschwindet alle Zwietracht; der Geist des Friedens einigt alle Völker vom Aufgang bis zum Niedergang, und das herrliche Wort der Schrift wird Losung der Welt: Ein Geist, Ein Herr, Eine Heerde, Ein Hirt, Ein Glaube, Eine Taufe Ein Gott und Vater Aller!

In allen Theilen der Erde sind dermalen mehr als je fromme Missionen für die Ausbreitung des Christenthums thätig. Das neue evangelische Bisthum in Jerusalem hat am 21. Januar 1843 den ersten Jahrestag seiner Begründung gefeiert. Jetzt wird an dem heiligen Ort auch in deutscher Sprache gottesdienstliche Andacht gehalten; die Segnungen sind bereits fühlbar. Der edle König von Preußen hat deshalb für seine Landeskirche eine Feier angeordnet, um die christliche Theilnahme an einer gesegnetern Zukunft des Morgenlandes zu beleben.

Die gegenwärtigen Zustände sind leider dort noch immer sehr betrübt, und nicht besser, als voriges Jahr berichtet worden. Es ist traurig!

Rührender Zug eines Armen.

In jedem Menschenleben steckt eine Lehre, oft auch eine Warnung. Mancher hat seines Lebens Glück und Zier begraben, nicht aber seine Herzenswärme. Der herbste Kummer hat sie nicht ausgelöscht, der Mangel sie nicht niedergeschlagen, heldenmüthig besteht sie unter Armuth und Leiden. — Je einfacher die Menschen sind, desto wärmer sind sie und desto thatiger; ihr Leben ist That, ihre Rede ist That. O, Ihr Reichen der Erde! Ihr kennt nicht das selige Gefühl des Armen, in dessen Herzen die Liebe wohnt, wenn er helfen kann! Er lebt nach dem Spruch des Propheten: „es ist dir gesagt, was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben." Jener Mann in Ulm that's ebenfalls.

In Ulm ist ein Wirthshaus, das zur „Breite" heißt. Der Wirth ist ein lustiger aber braver Mann. Die Ulmer Bürger halten aus alter Zeit etwas auf sich. Als sie 1377 anfiengen, ihr herrliches Münster zu bauen, setzten sie fest, daß Niemand zum Bau beitragen dürfe, wer nicht Ulmer Bürger sey. So etwas ist stolz. Es freut den Boten, denn er stammt von Ulm, und hat im Leben die Wahrheit vom alten Spruch auch erfahren müssen: „auf ihn, er ist von Ulm!" Der Spruch kommt aus der Zeit, als die Edelleute die freien Städte bekriegten. Ulmer Köpfe, Ulmer Brod und Ulmer Spargeln sind bekannt. Also in jenem Wirthshaus fand sich alle Abend ein alter, sehr armer, aber wohl unterrichteter Gelehrter ein, der die Welt gesehen, viel erfahren, aber stets mit Dürftigkeit gerungen hatte; denn er brachte es zu keiner Anstellung. Er sollte Professor werden, was sich aber zerschlug. Und da wurde der Mann ver-

schüchtert, gab die Hoffnung zu einer behaglichen Lebensstellung auf, zog sich in sich selbst zurück, und fristete sein Daseyn kümmerlich durch Schreiberei-Arbeiten. Abends in der Breite war er ein willkommener Stammgast. Seine heitere, belehrende, stets gutmüthige Unterhaltung erfreute den Kreis der Zuhörer, es waren verständige Männer, welche dies lieber als Politik hörten. Der gute Wirth nahm ihm deshalb gar oft nichts für die mäßige Zeche ab. — Im letzten Winter kam nun bei äusserst unfreundlichen naßkaltem Wetter ein armer Handwerksbursche ins Haus und bat den Wirth, ihm doch einen alten Wamms zu schenken, indem die paar Fetzen, die er statt eines Rockes anhabe, ihn nicht mehr zu schützen vermöchten. „Damit kann ich Euch nicht aushelfen, sagte der lustige Wirth, aber geht da drüben in den dritten Stock, da wohnt im ersten Zimmer ein reicher Mann, der aber sehr geitzig und doch gutherzig ist. Er wird Euch sagen, er habe nur einen Rock, wenn Ihr aber recht lamentirt, so hilft er doch aus; Ihr müßt ihn nur an der Ehre anpacken." Damit wies ihn der Wirth zu dem armen Gelehrten. Er wollte sich einen Spaß machen und den Herrn Abends etwas in Verlegenheit bringen, denn er wußte wohl, daß der arme Mann nur den Einen Rock habe. Es ist nicht recht, mit der Armuth solchen Scherz zu treiben; der Wirth hat's aber wieder gut gemacht, wie der geneigte Leser gleich hören soll.

Der Handwerksbursche gieng, der Wirth gab weiter nicht acht. Der Abend kam, die Gäste fanden sich ein, doch der alte Herr blieb aus. Längst war die Stunde seines gewöhnlichen regelmäßigen Erscheinens vorüber. Die Gäste glaubten, der Scherz sey übel genommen worden, deshalb schickte der Wirth einen Kellner ab, um nachzusehen. Dieser brachte die Antwort: „Der Herr habe erklärt, er könne wegen einem plötzlichen Geschäft nicht ausgehen." Nun kam dem Wirth die Vermuthung, der alte Mann habe am Ende seinen einzigen Rock doch weggeschenkt. Und so war es auch! Denn als der Wirth seinen Kellner frug, wie er den Herrn angetroffen, so antwortete dieser „in Hemdsärmeln, am nicht gar warmen Ofen sitzend." Da zog eine tiefe Rührung ins Herz des Wirths und der Gäste. Solch Wohlthun war ihnen noch nicht vorgekommen; sie achteten mit Ehrfurcht im alten Herrn den ächten Christensinn. Der Wirth aber holte seinen Sonntagsrock aus dem Kasten und brachte ihn feierlich dem Nachbar, diesem ächten Samaritaner, der nun doppelt bei ihm willkommen war. Auf diesen Mann paßt, was der Prophet Sacharia im 7. Capitel schreibt: „Ein Jeglicher beweise an seinem Bruder Güte und Barmherzigkeit." Gehe hin und thue desgleichen! Aber mancher ist arm bei großem Gut, denn er hat die Liebe nicht.

Ein Accise-Stückchen.

Sterben und Abgaben zahlen muß man überall, sagt das Sprüchwort, und hat recht. Im Sterben zahlen wir der Natur unsern Zoll, und durch die Abgaben helfen wir die Wohlfahrt des Lebens befördern. Mancher sieht die Steuern freilich ganz anders an, aber es ist doch so. Ein Einzelner könnte keine Brücke, keine Straße, keine Kirche, keine Schule bauen, keine geregelte Ordnung handhaben, und nichts von dem begründen, was wir jetzt zum Schmuck und zur Zier unsers Daseyns nöthig haben. Darum müssen vereinte Kräfte wirken; Jeder soll nach Vermögen steuern. Es ist aber schwer, die richtige Vertheilung zu treffen. Grund und Boden, Häuser und Gewerbe sind freilich die nächsten steuerbaren Gegenstände, aber damit ist es nicht gethan. Es giebt reiche Leute, die weder Haus noch Güter besitzen, noch Gewerbe treiben und dennoch ein großes Vermögen haben, — diese Leute sind billigerweise auch herbeizuziehen. Zu diesem Zweck hat man die Accise erfunden, oder die Verbrauchsteuer, welche zunächst diejenigen Gegenstände trifft, die man zur Lebsucht, zum Staat und auch zum Vergnügen braucht, sie berührt am meisten die Reichen. Insofern wäre sie ganz am Platz; aber man sieht sie gar unliebsam an, denn die Erhebung ist mit mehr Umständen verbunden, als z. B. die der Grundsteuer. Die Wirthe wissen am meisten darüber zu schelten, und

da unsere Lebensweise uns jetzt, was der größte Uebelstand bleibt, gar viel ins Wirthshaus führt, so gilt leider das, was man dort hört, für lauter baare Wahrheit. Die Accise ist übrigens eine französische Erfindung, in Preußen und Sachsen ward sie schon von 200 Jahren eingeführt. Vielleicht haben die Preußen daran ihre sogenannten Pfiffe ausgebildet. Denn so unrecht es auch ist, sich der schuldigen Steuer zu entziehen, und die Regierung in den Gebühren zu verkürzen, so ist gerade bei der Accise die Lokkung groß, die Erheber hie und da anzuführen. Zu loben ist es nie, wenn es aber manierlich geschieht, wie in folgender Erzählung, so kann es zu einer Kalendergeschichte gebraucht werden, woraus die Accisoren lernen mögen. Gewöhnt sich erst Jedermann Achtung vor dem Gesetz zu haben, so werden solche Dinge nicht mehr vorfallen; dafür wird die wahre bürgerliche Freiheit zunehmen. Alle in einem Lande lebenden Bürger müssen sich als Brüder und die Regierung als die oberste Fürsorgerin betrachten, die zur Führung der großen Haushaltung eine bestimmte Quantität Geld braucht. Diese Quantität wird mit den Kammern festgestellt und heißt das Budget. Darin ist nun angenommen, daß Jeder redlich seiner Schuldigkeit genüge. Wenn nun Einer oder der Andere mit List es umgeht, so vollführt er eigentlich einen Diebstahl am Gemeinwesen, oder an seinen Mitbürgern. Es ist immer ein Zeichen von leichtfertigen Gesinnungen. — Nun die Geschichte.

In Frankreich besteht noch die Schlachtaccise, bei uns ist sie abgeschafft, nämlich das Hausmetzeln ist frei. Dort hatte ein junger Bauer, welcher einst Soldat gewesen, und in Paris und andern Städten allerlei Pfiffe gelernt haben mochte, auf den Jahrstag seiner Hochzeit, an dem er bereits mit einem Stammhalter erfreut war, zwei Schweinchen, gute Läufer, gemetzelt, aber nur eins zur Accise gemeldet. Ein feindseliger Nachbar zeigte ihn deshalb beim Accisor an. Dieser, ein strenger Mann, verlangte sofort beim Burgermeister eine Hausuntersuchung. Zum guten Glück für den Frevler bekam er noch zeitig Wind davon, denn der Burgermeister schickte zuvor nach einem Schreiber, welcher den Accisor begleiten und das Protocoll aufnehmen sollte. Die Frau war mit dem Kind zu den Eltern gegangen, um sie einzuladen. Also ließ er ihr sagen, sie möge etwas dort bleiben, er werde sie abholen. Dann legte er eines von den geschlachteten Schweinchen ins Bett vom Kind, deckte es sauber mit Windeln zu, und als er den Accisor kommen sah, fieng er an, die Wiege zu schaukeln trotz einer Kindsfrau, und sang sein Eyapopeya mit freudiger Vaterstimme. So fanden ihn die Untersuchungsherren. Den ihm aufgemutzten Unterschleif wies er ganz unbefangen von sich, und verlangte selbst nach einer Haussuchung, die natürlich kein zweites Schlachtopfer finden ließ. Nun war noch der Keller zu durchstöbern übrig. Da sollte der Hausherr durchaus mitgehen, damit er sehe, es werde dort nichts geschadet. Vergeblich entschuldigte er sich, er müsse das Kind wiegen, es sey krank, und wenn es aufwache, da die Mutter nicht gegenwärtig sey, so sey des Schreiens kein Ende. Dem half am Ende der Accisor mit der Anordnung ab, der Schreiber könne so lange die Wiege schaukeln. Also stand der Mann nicht ganz mit leichtem Herzen auf, und der Schreiber setzte sich, vom zärtlichen Vater wohl bedeutet, das Kind nicht zu stören, er wolle auch einen Extratrunk mit aus dem Keller bringen. — Schreiber und Schleifersteine wollen fleißig genetzt seyn, sagt das Sprüchwort. Ein Schreiber ohne Durst, ist wie eine Feder ohne Dinte. Als sie wieder heraufkamen, und auch im Keller nichts gefunden hatten, verrichtete die gute Seele von Schreiber noch ganz emsiglich das Kindsfrauengeschäft, und äußerte beim Weggehen, nachdem er getrunken, noch seine aparte Freude, daß der Kleine so ruhig fortgeschlafen. Im Namen desselben bekam er auch eine Metzelsuppe.

Der Mann ist diesmal der Strafe entschlüpft, doch sagte er selbst, er wolle es nicht mehr probieren. Die Angst überwiege den Gewinn. Auch läßt sich einer, der auf Ehre hält, nicht darum ansehen. Wer sich selbst achtet, achtet auch das Gesetz.

Beispiele von Glückswechsel.

(Mit einer Abbildung.)

An 600 Jahre vor der gnadenreichen Geburt Christi herrschte in Asien von Indien bis zum Mohrenland, wie die Bibel schreibt, der mächtige König von Medien, Astyages geheißen. Dies ist der nämliche König, der unter dem Namen Ahasverus, was der Großmächtige bedeutet, im Buch Esther vorkommt; es war ein üppiger, weibischer und dabei grausamer Fürst. Ihm träumte einst, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die dazumalen viel galten, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: es solle von Mandane einst ein Sohn geboren werden, der die Herrschaft über ganz Asien bekäme. Der König gerieth darüber in Angst, so daß er seine Tochter weit weg nach der damals ziemlich unbedeutenden Landschaft Persien verheirathete. Als er nun hörte, daß sie bald Mutter werde, lud er sie wieder nach Medien ein. Sie brachte daselbst einen Sohn zur Welt, welchen der König alsbald durch einen seiner Offiziere, Namens Harpagus, wegnehmen und tödten hieß. Der Offizier vertraute dies traurige Geschäft einem Hirten, damit dieser das Kind irgendwo in den nahen Wald lege. Der Hirte, welcher kurz zuvor seinen eigenen Knaben verloren hatte, brachte das Kind seiner Frau; mitleidig nahmen beide den Knaben als ihr eigenes Kind an, behielten ihn und, da es so gar lieblichen Antlitzes war, nannten sie ihn Cyrus, das heißt das Licht. Cyrus wuchs heran, er wurde schön und stark. Eines Tages spielte er mit andern Knaben, die ihn zum Könige erwählten. Im Verlauf des Spiels wollte einer der Knaben, der Sohn eines vornehmen Mannes, ihm nicht gehorchen, da ließ ihm Cyrus, als König, Schläge geben. Der Knabe lief weinend zu seinem Vater, klagte seine Noth, und während er noch sich beschwerte, kam der wahre König zufällig herbei. Dieser erkundigte sich neugierig nach der Sache, und ließ den Hirtenknaben Cyrus rufen. Cyrus stand unerschrocken vor dem König, er sagte mit bescheidener Freimüthigkeit, er sey von den Knaben im Spiel zum König erwählt worden, und habe sich seines Rechts bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, welche den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten; der gestand Alles. Doch hatte Astyages den Knaben lieb gewonnen, und schickte ihn wieder seiner Tochter nach Persien; an dem Harpagus aber, welcher einst den Befehl hatte, das Kind zu tödten, nahm er blutige Rache. Er ließ dessen Kinder tödten und sagte ihm, dieß sey die Strafe seines Ungehorsams. Der gekränkte Vater verbarg seine Wuth, denk er wartete auf Gelegenheit, sich zu rächen, und die blieb nicht aus.

Den König Astyages beruhigten indessen die Traumdeuter, sein Traum sey erfüllt, weil Cyrus von den Knaben zum König erwählt worden. Nach einigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mutter Mandane wieder nach Medien kommen. Der junge Cyrus war in der strengen kriegerischen Lebensweise der Perser auferzogen, darum verwunderte er sich sehr über die schwelgerische Hofhaltung seines Großvaters. Als er die vielerlei Speisen auftragen sah, sagte er zu dem alten Könige: „lieber Großvater, du hast doch schrecklich viele Mühe, satt zu werden, wenn du von dem allen essen mußt.“ Solche Einfälle behagten dem Alten, sie machten Cyrus, der immer mäßig blieb, bei ihm angenehm und beliebt. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er in einem Krieg mit einem benachbarten Land sich vor allen Andern hervorgethan hatte, so war er zuletzt der Abgott des ganzen Volks.

Harpagus, der schwer Gekränkte, sah dies gern. Er gewann sich die Freundschaft des Cyrus, und entdeckte ihm endlich, welch grausame Absichten sein Großvater mit ihm gehabt hatte. Er wußte das Gemüth des Jünglings so aufzureizen, daß dieser heimlich zu seinen Landsleuten, den Persern, entwich, die längst schon das Joch der Medier abschütteln wollten. Cyrus stellte sich an ihre Spitze. Der König Astyages ließ, wie er diesen Aufstand erfuhr, alle tödten, die ihm die Erhaltung des Cyrus gerathen hatten; nur den Harpagus ließ er leben, ja er stellte ihn sogar an die Spitze seiner

Armee. Harpagus zog aus, wie er aber in die Nähe vom Cyrus kam, gieng er mit dem ganzen Heer zu ihm über. Cyrus ward nun König von Persien und Medien. Seinen Großvater behielt er als Gefangenen bei sich, mit dessen Sohne aber theilte er die Regierung.

Mehr und mehr zeigte sich Cyrus als weiser Herrscher und tapferer Eroberer. Gegen die bezwungenen Feinde übte er so freundliche Großmuth, daß er sie zu treuen Bundesgenossen gewann. Nur gegen den König von Lydien machte er eine Ausnahme.

Dieser hieß Krösus und war seiner Reichthümer wegen sprichwörtlich geworden. Denn sein Land in Kleinasien, zwischen Persien, Arabien und Syrien gelegen, war dazumal durch Handel, Kunstfleiß der Einwohner, kostbare Bergwerke und goldführende Flüsse die reichste Landschaft der Welt. Die Lydier verstunden sich zuerst auf Wollfärben, Metallschmelzen, Goldarbeiten, reiche Kleider und wohlriechende Salben zu machen. Auch haben sie zuerst unter den Menschen, von denen wir wissen, geprägte Gold- und Silber-Münzen gehabt; und bei ihnen gab es die ersten Krämer. Uebrigens war es ein üppiges Volk, von dem die Geschichte viel Schlechtes meldet. Dieser König Krösus nun war auf die steigende Macht des Cyrus eifersüchtig. Also sammelte er, im Vertrauen auf seine unendlichen Schätze, ein großes Heer, griff damit den Cyrus an, ward aber besiegt und in seiner Hauptstadt Sardes gefangen genommen. Die Soldaten des Cyrus machten ein grausames Blutbad, und schon wollte ein persischer Krieger den König Krösus, den er nicht erkannte, umbringen, als des Krösus ältester Sohn, der bis daher stumm war, plötzlich aus Angst die Gabe zum Sprechen überkam, und dem Soldaten zurief: „tödte den König nicht!“ — Der Soldat führte sie zum Cyrus, der aus Zorn befahl, den König Krösus auf einem Scheiterhaufen lebendig zu verbrennen.

In tiefes Schweigen versunken sah Krösus die Anstalten treffen, er sagte kein Wort, bestieg ruhig die schreckliche Todesstätte, und als das Feuer den Scheiterhaufen bereits ergriff, seufzte er dreimal tief auf: o Solon, Solon, Solon! (siehe die Abbildung.) Cyrus war neugierig zu wissen, wen er riefe. Krösus schwieg anfangs; endlich antwortete er: „ich rufe einen Mann, den ich allen Königen zum Lehrer setzen möchte!“ Da befahl Cyrus das Feuer zu löschen, und den Krösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer zu bändigen, ein starker Regen kam zu Hülfe, und Krösus war gerettet. Als er vor Cyrus stand, sprach er: „O, Cyrus! es werden wenige Menschen seyn, die vom Glück so hoch erhoben, und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Ich habe ein großes Reich beherrscht, und wenn du meine Schätze wirst gesehen haben, so wirst du bekennen, daß ich gestern noch der reichste König von Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glücklichste. Heute bin ich nichts mehr. Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, Namens Solon, zu mir, ich ließ ihm alle meine Schätze zeigen, und war eitel genug, zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen, und mich als den Glücklichsten aller Menschen preisen. Er that es aber nicht: er sah meine Schätze gleichgültig an, und nannte mir gewöhnliche Bürger, die er für glückseliger halte denn mich. Als ich darüber ungehalten war, antwortete er: „„O, Krösus! in einer langen Lebenszeit muß der Mensch vieles sehen, was er nicht zu sehen wünscht, und Vieles leiden, was er gerne abwenden möchte. Bis auf 70 Jahre setzt man die Gränze des menschlichen Lebens. Dies giebt mit den Schalttagen an 25,568 Tage. Von allen diesen Tagen gleicht keiner dem andern. So ist der Mensch eitel Zufall. Du, o König, bist ein Herr vieler Güter, aber ich werde dich nicht eher glücklich nennen, als bis ich weiß, du habest deine Lebenszeit schön vollendet, also auch ein glückliches Ende gehabt. **Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen.** Auch giebt es viele Menschen, die bei allem Ueberfluß nicht glückselig sind, und wieder Andere, die in Dürftigkeit zufriedener hausen und weniger Böses leiden. Die Götter überhäufen Viele mit Wohlthaten, aber ehe man es sich versieht, nehmen sie alles hinweg, und stürzen die Menschen wieder, welche sie erhöht haben.““ So sprach der Weise, erzählte Krösus, aber ich verachtete

BLB Karlsruhe

ihn und ließ ihn nie wieder vor mich. Seither ist es mir übel ergangen. Mein ältester Sohn war stumm, mein zweiter ward umgebracht, alle Länder und Reichthümer habe ich verloren, und bin jetzt selbst in deiner Gewalt. Nun weißt du, warum ich Solon rief; mache jetzt mit mir was Dir gut scheint."

Cyrus, hierdurch an den möglichen Wechsel des eigenen Glücks erinnert, ward tief gerührt, schenkte dem Krösus das Leben, behielt ihn als Freund bei sich, setzte ihn wieder als Statthalter über viele Landschaften, und verdankte seiner Klugheit sehr gute Dienste. Cyrus herrschte zuletzt über alles Land von Indien an bis ans mittelländische Meer. Er eroberte die mächtige Stadt Babylon, und machte dem babylonischen Reich ein Ende. Von dort sendete er die Juden aus ihrer 70jährigen Gefangenschaft zurück, denn er ist derselbe König Kores von dem die Bibel im Buch der Chronika, in Esra, Jesaja und Daniel schreibt. Cyrus soll im hohen Alter gestorben, nach Andern in einer Schlacht umgekommen seyn. Er gründete das große persische Reich, das über 200 Jahre dauerte, wo ihm Alexander der Große ein Ende machte. Krösus lebte noch unter Cyrus Nachfolger. —

Diese Geschichten sind immerhin lehrreich. Der König Krösus bietet ein merkwürdiges Beispiel dar von Glückswechsel, und von der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf Glücksgüter. Fürsten und Völker entbehrten damals den sichern Führer auf den Bahnen des Lebens, nämlich der geoffenbarten Religion, die uns Christus verkündete. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode und eine gerechte Vergeltung erfüllte noch nicht mit Zuversicht die Herzen, daher waren diese nur der Welt und ihrer Lust zugewendet, von Aberglauben mißleitet, und durch keine wahre Menschenliebe erweicht. Blut floß in Strömen, denn kein Bruderband umschloß die Menschheit; das Gesetz der Liebe erwartete erst seinen Begründer. Das geheimnißvolle Walten der Vorsehung galt fur eitlen Zufall, oder sollte im Voraus durch Träume und Orakel erforscht werden. Wie anders ward alles, als der Stern über Bethlehem aufgieng, und der Engelsgruß erschallte: „Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!" Alle Völker der Erde, vom Aufgang bis Niedergang der Sonne, waren in **Ihm**, der als Erlöser kam, gesegnet!

Es ist nichts so fein gesponnen, Es kommt endlich an die Sonnen.

Folgende Geschichte hat sich in den Niederlanden zugetragen. Es leben noch mehr als fünfzig Personen, welche Augenzeugen davon waren, und die Wahrheit der Erzählung bestätigen können. Die Geschichte selbst enthält eine große Lehre: sie zeigt, wie die Vorsehung oft seltsame Wege geht, um der Welt kund zu thun, daß kein Verbrechen unenthüllt bleibt, und der aufgehobene Finger Gottes den Schuldigen, mag er noch so verborgen seyn, doch endlich treffe.

Es kann jetzt 25 Jahre her seyn, daß eine Anzahl junger Bursche von der Kirchweih eines Dorfes bei der Stadt Brügge, am Ende einer schönen Juli-Nacht, heimkehrten. Mehrere waren zu Pferd, die andern zu Fuß, alle aber fröhlich und guter Dinge, wohl auch etwas weinbegeistert. Singend zogen sie daher, bis einer der Reuter schwerfällig vom Pferde fiel, das, erschreckt vom Gelächter der lustigen Bande, in heftigen Sprüngen in den nahen Wald lief. Während nun einige den unbeschädigten Reiter aufhoben, gieng ein Anderer mit ruhigem Schritt dem Pferde nach; er wußte, daß der Waldweg, den es eingeschlagen, keinen Ausgang habe, sondern sich bald im dicken Gebüsch verliere, wo das Pferd Halt machen müsse. Und so war es auch; es hatte sich in den Sträuchern wie in einem Netz verwickelt.

Man brachte es zum Haupttrupp zurück, der sich noch nicht vom Platz, wo der Fall geschehen war, entfernt hatte. Da zeigte es sich, daß einer von den Steigbügeln fehle, den wahrscheinlicherweise das Pferd im Gebüsch abgestreift haben mußte. Also gieng man aufs Suchen aus. Bald war er auch gefunden. Indem sich einer darnach bückte, bemerkte er tiefer im Gebüsch einen weißen Pack, der sich bei näherer Prüfung als der Körper eines Jünglings auswies,

der offenbar ermordet, und dann hierher geschleppt worden war. Dies mußte schon vor mehreren Tagen geschehen seyn, weil der mit Wunden bedeckte Leichnam bereits Spuren der Verwesung zeigte. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie groß das Entsetzen der jungen Bursche war, die Weindünste entflohen plötzlich! Keiner von ihnen kannte übrigens den Ermordeten, der scheinbar kaum 20 Jahre zählen mochte, groß und hübsch von Ansehen, aber fremdartig bekleidet war; Papiere fand man auch keine bei ihm, die über seine Person Auskunft gegeben hätten. Auf dem linken Arm bemerkte man die drei Buchstaben F. X. F. eingeäzt und mehrere andere Zeichen, auch konnte man wahrnehmen, daß ihn der Mörder nach der gewaltsamen Tödtung an einem rothseidenen Halstuch ins Dickicht geschleppt hatte. Man machte sofort die Anzeige; das Amt kam, die genaueste Untersuchung wurde sorgsam geführt, Jedermann bemühte sich, Spuren vom Thäter aufzufinden; aber Alles vergeblich. Darüber waren namentlich die jungen Bursche sehr betrübt; sie hatten eine besondere Theilnahme am Schicksal des Getödteten empfunden, und der Entdeckung der Missethat zu lieb keine persönliche Mühewaltung gescheut. In ihrem Herzen lebte der Eindruck fort von jener Sommernacht, wo sie auf so wundersame Weise den Leichnam finden mußten. Man verzweifelte, je zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen. Aber die Vorsehung wacht!

Etwa 11 Jahre nach diesem Vorgang war in einem Ort, der an 10 Stunden von der Stadt Brügge, oder dem Schauplatz der Mordthat entfernt liegt, ein großer Viehmarkt, wo alljährlich die ganze Umgegend sich zu versammeln pflegte. Dieser Tag ist jeweils ein Tag der allgemeinen Freude und Lustbarkeit. Und so war es auch diesmal; Alles war voll Menschen; überall herrschte Frohsinn und Zufriedenheit. Englische Reuter, Musikanten und eine Bretterhütte mit Wachsfiguren beschäftigten die Neugierde der zahlreichen Volksmenge. Vorzüglich gefiel bei den Wachsfiguren eine wohlgelungene Darstellung, wie Räuber einen Reisenden überfallen, ihn berauben und ermorden. Der Ausdruck der Gesichter und der Bewegungen war sehr künstlich und natürlich wiedergegeben. Abends sprach man in einem Wirthshaus des Orts davon und kam überhaupt auf Mordgeschichten zu reden. Da frug Jemand einen anwesenden Gast, der als reicher Viehhändler wohl bekannt im Haus war, wie es sich mit dem Ermordeten verhalten habe, den er vor Jahren in seiner Heimath aufgefunden. Der Viehhändler, welcher derselbe Bursche gewesen, der den Steigbügel gesucht und den Leichnam entdeckt, auch seither oft und viel der Geschichte gedacht hatte, erzählte nun den Vorgang, wie wir ihn kennen. Von dem Augenblick an, wo der Viehhändler seine Erzählung begann, hatte ein alter, fremder Mann, der bis daher still und nachdenklich am Nebentisch saß, in seinem Aeußern zwar Anstand und Wohlhabenheit, aber auch Kummer verrieth, derselben eine ganz auffallende Theilnahme geschenkt. Je weiter die Erzählung fortschritt, desto bemerkbarer wurde es. Mit wahrer Gier heftete er seine Augen auf den Erzähler, und schien ihm die Worte vom Mund nehmen zu wollen. Als derselbe die Kleidung und den Zustand des Körpers beschrieb, ergriff der Alte krampfhaft die Hand des Erzählers, und frug mit herzzerschneidender Stimme, ob er auch den linken Arm des Todten betrachtet habe? Etwas verwundert sagte der Viehhändler: „Ja, und es waren die Buchstaben F. X. F. darauf eingeäzt!" Jesus, Maria! stöhnte der Greis, er war mein Sohn! Dabei stürzte er aus dem Zimmer, und ehe noch die Anwesenden sich von ihrem Schreck erholen konnten, brachte er mit übermenschlicher Kraft einen Menschen geschleppt, der eben beschäftigt war, vor dem Hause einen Reisewagen zu schmieren, und warf ihn mit den Worten zu Boden: „und hier ist der verruchte Mörder!" Ein wohlthätiger Thränenstrom entquoll dem Auge des Greises, und erleichterte seinen stummen Schmerz. „Mörder?" wiederholte die Menge fragend.

Ja, er war es, denn verzweiflungsvoll wälzte der Mensch sich am Boden, und suchte vergeblich zu entfliehen. Mit eiserner Faust hielt ihn der Greis fest, während Andere die Wache holten.

Als das Amt erschien, waren die Räthsel bald aufgeklärt. Der alte Mann hieß Friedmüller, und war der Herr einer englischen Reutergesellschaft. Der Mörder war ein Franzose Namens Latouche (sprich Latusch) der als Bereiter schon viele Jahre zur Truppe gehörte. Im Jahre 1817, wo dieser Latouche schon 3 Jahre bei Herrn Friedmüller diente, wurde der Sohn desselben, Franz Xaver Friedmüller geheißen, (daher die Anfangsbuchstaben auf dem Arm) krank, und mußte in den Rheingegenden zurückbleiben, während der Vater mit der Gesellschaft nach den Niederlanden zog. Zur Abwartung ließ er ihm den Latouche, mit zwei Pferden, zurück. Als der Sohn seine Genesung gefunden, reiste er dem Vater nach, gab aber unterwegs mit seinem Kameraden jeweils Vorstellungen und gewann ziemlich Geld, weil er der geschickteste der Truppe war. Das Geld, vielleicht auch Neid und Eifersucht, verlockten den Franzosen, daß er den armen Franz Xaver ums Leben brachte. Das kostbare Reitpferd desselben verkaufte er, und setzte dann ruhig die Reise zum Alten fort, dem er vorlog, der Sohn sey in französische Kavalleriedienste getreten, habe das Pferd mitgenommen und ihm, Latouche, ein rothseidenes Halstuch. So stempelte er sein Opfer noch zum Dieb. Und 11 lange Jahre brachte der gebeugte Vater in Kummer um seinen angeblich entlaufenen oder verlorenen Sohn in Gesellschaft dessen zu, der den Sohn ermordet hatte! Erst im 11. Jahre ward ihm durch die Erzählung eines Gastes in einem Wirthshaus die plötzliche Ueberzeugung, daß sein treues Kind jammervoll des Lebens beraubt geworden ist! Der elende Mörder gestand sein Verbrechen und fand die gerechte Strafe.

In dieser Geschichte sind die wunderbaren Wege der Vorsehung recht deutlich zu erkennen. Jünglinge mußten mitten in Heiterkeit auf ein entsetzliches Verbrechen stoßen, damit das Gedächtniß um so tiefer in ihnen hafte. Ein Heimathloser verschwindet von der Welt, und das sonderbarste Zusammentreffen von Umständen enthüllt die Unthat. An einem Geringen unter dem Volk zeigt die Vorsehung, daß wir alle Gottes Kinder sind, und daß, wer dem Geringsten Gewalt thut, desselben Schöpfer lästert, wie es Sirach im 14. Kapitel spricht. Volksfeste, wo der Sinn in der Regel nur den Lustbarkeiten zugewendet ist, werden ausersehen, um die ernstesten Gedanken vom Allwalten einer höhern Leitung in vielen Gemüthern fürs Leben haftbar zu machen. Ein feiger Mörder, der beim Vater des Opfers sich nach menschlichen Berechnungen am sichersten wähnen konnte, wird gerade durch diesen Schritt entdeckt. Genug, alles ist dienstbar in der großen Welthaushaltung. Glaube nur Niemand, er könne dem Auge Gottes entgehen! Diejenigen sind noch am meisten zu beklagen, die mit einer ungebüßten Sündenlast dahin fahren. In der Sterbestunde werden sie zu spät gewahr werden, daß die schlaue Verstellung eines ganzen Lebens nichts nützt. Welch angstvolle Geständnisse reißen sich oft, den Umstehenden zum Entsetzen, vom Herzen eines Sterbenden los. Geheimnisse, die er Jahre lang im gedrückten Busen verbarg, werden plötzlich offenbar. Es ist nicht auf der Erde, wo des Himmels Gerechtigkeit endet. Seht dagegen beim Scheiden die Rechtschaffenen an. Die Zeit legt eine segnende Hand auf diejenigen, welche sie gut und stets redlich benützt haben. Sie läßt ihnen die Jugendfrische des Geistes und der Hoffnung. In jenen feierlichen Augenblicken ist jede Runzel nichts weiter, als ein Denkzeichen im ruhigen Kalender eines wohlverbrachten Lebens.

Einst und Jetzt.

Wenn vor alten Zeiten ein Rechtsgelehrter als Advokat oder öffentlicher Anwalt bestellt wurde, so geschah es mit besonderer Feierlichkeit. Damals hießen sie Doktoren der Rechte. Von einer solchen Feierlichkeit, die im Jahr 1559 zu Wien statt hatte, wird folgendes berichtet. In großer Versammlung von Zuhörern aus allen Ständen ist der neuangehende Advokat vor den vornehmsten Richter geführt worden. Dieser gab ihm das Gesetzbuch, mit der Ermahnung, stets darnach zu arbeiten, und das Gesetz vor Augen zu behalten. Sodann sprach er zu ihm: „Für die verliehene Würde fordere ich von Dir Sittenreinheit, Herzensgüte, Sinn für Gerechtigkeit und

kräftige Nächstenliebe. Du sollst die Unterdrückten gerne hören, und ihr Schicksal schnell und klug erleichtern, davon dich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen abschrecken lassen. Alle deine Gedanken, deine Gesinnungen und Rathschläge seyen dem gemeinen Wohle, dem Trost unglücklicher Wittwen und Waisen, dem Staate gewidmet, und nichts gelte dir für so schön und heilig, als das Verdienst um den Nächsten und um das Vaterland." — So ward's vor Alters gehalten, und dies war schön und Vertrauen erweckend. In unserer jetzigen, sogenannten aufgeklärten Zeit hält man eine solche Feierlichkeit für überflüssig, ja für lächerlich. In der Zeitung liest man nun kurzweg unter den Anzeigen, daß sich da oder dort ein Schriftverfasser niedergelassen habe, und seine Dienste den Prozeßlustigen anerbiete. Und leider sind dieselben unentbehrlich geworden, denn das Gerichtsverfahren ist jetzt nicht mehr so einfach, daß der schlichte Verstand zur Führung von Rechtsangelegenheiten ausreicht; dermalen ist es so kunstreich, daß man darauf studirt seyn muß, will man anders auch beim besten Recht den Prozeß nicht verlieren. Darum sind jetzt die Advokaten Meister, und dies nicht gerade zum Glück der Welt. Zu viel Recht ist Unrecht, sagt das Sprüchwort; man kann es so erklären: was zwar ganz geschickt, aber gar zu künstlich eingerichtet ist, schafft nicht immer den wahren Segen. Darum, meine lieben Leser, hütet Euch vor Prozessen, guter Leute Reden gehen viel in einen Sack und kosten nichts, aber jedes Wort vom Advokaten muß schwer bezahlt werden.

Gott hört's.

(Eine denkwürdige Geschichte.)

Willst du schwören, so versuche nicht den Herrn deinen Gott; er verabscheut die falschen Schwüre der Frevelhaften, und straft diejenigen, welche seinen Namen mißbrauchen. Der Väter Missethat wird noch weiters an den Kindern heimgesucht, denn Gottes Gerechtigkeit bleibt ewiglich. Gedenkt dessen, wenn Ihr ein Zeugniß der Wahrheit durch feierlichen Schwur ablegen sollt. Jesus, in seiner Bergpredigt von der Christen Seligkeit in Haltung der Gebote, bekräftigt das alte Gesetz: „du sollst keinen falschen Eid thun, und sollst Gott deinen Eid halten." (Matth. 5. V. 33.) Liebe Leser! Prägt dies tief in eure Herzen, und nehmt es zur festen Richtschnur im ganzen Verlauf des Lebens; die Ruhe des Gemüths, der Gottesfriede der Seele wird Euch dafür belohnen, wenn die Scheidestunde schlägt, und das Irdische verschwindet. Denkt, als Beleg, an nachstehende wahrhafte Geschichte.

Im Königreich Ungarn liegt die große schöne Stadt **Pesth**, welche vor einigen Jahren durch das Austreten der Donau so schwer heimgesucht worden ist. Daselbst befindet sich unter andern wohlthätigen Anstalten auch eine Schule für Blinde, worin diese Unglücklichen Lehre und Bildung erhalten, damit die Nacht ihres Daseyns durch das Licht des unsterblichen Geistes erhellt werde. Der Direktor, Anton Dolezalek geheißen, ist ein gar braver, liebevoller Mann, und seine Anstalt ganz vorzüglich. Beides können wir auch von der nämlichen Einrichtung und ihrem Vorsteher zu Freiburg im Breisgau rühmen: es ehrt Regierung und Landstände, wenn sie für solche Zwecke, die dem leidenden Theil der Menschheit frommen, nützliche Stiftungen gründen.

Jener Direktor Dolezalek machte nun, im April vorigen Jahres, mit seiner Namensunterschrift folgenden merkwürdigen Fall in den Zeitungen bekannt.

Unter den Zöglingen der Anstalt befand sich ein Knabe, Sohn eines ungarischen Landmannes, der seit seiner Geburt blind war. Ehe er der Schule entlassen wurde, versicherte der geschickte Arzt der Anstalt, daß er den Knaben durch eine Operation von der Blindheit zu kuriren hoffe. Gegen alles Vermuthen sträubte sich der Knabe gegen die Kur und verließ auch die Anstalt, ohne daß sie hätte vorgenommen werden können. Weder Er noch seine Eltern, die man mehrmalen vergebens aufforderte, ihren blinden Sohn doch zum Augendoktor zu schicken, der ihm helfen wolle, gaben für ihre unbegreifliche Weigerung Gründe an. Es blieb dies um so auffallender, als es ja der höchste Wunsch eines jeden Blinden ist,

das Tageslicht und die Wunder der Schöpfung zu schauen. Durch die Vermittlung des würdigen Ortsgeistlichen gelang es endlich, den Jüngling, der nun 19 Jahre zählte, zur Augenoperation zu stimmen, die auch mit dem glücklichsten Erfolg vollzogen wurde, obgleich er stets eine besondere Furcht davor gezeigt hatte. Nach langem Nachforschen über dies räthselhafte Benehmen des sonst so guten und geschickten Jünglings, gelang es endlich, die Ursache davon zu ermitteln. Er sagte nämlich zur größten Verwunderung seiner Wohlthäter, daß er sich des geschenkten Sehvermögens nicht recht von Herzen freuen könne, weil er nun bald sterben müsse; denn sein Großvater habe einst einen Meineid mit der Bekräftigung begangen: „**so ich nicht wahr rede, sollen alle meine Enkel blind werden,**" der Großvater habe in seiner Vermessenheit falsch geschworen, weshalb er, mit noch 3 Geschwistern, blind zur Welt gekommen sey, und daher habe er, so wie seine Eltern, keinen Wunsch gehabt, operirt zu werden. Diese trübe Stimmung hörte auch nicht ganz auf, trotz den frohen Gefühlen, die den guten Jüngling und seine Lehrer erfüllten, als er sehend, somit ohne Führer und mit dem tröstlichen Bewußtseyn der erlangten Selbstständigkeit einherwandeln konnte. Bei aller Freudigkeit konnte er sich der Furcht nicht erwehren, daß ihm ein baldiger Tod, in Folge des Meineides seines Großvaters, bevorstehe. Nach den ihm gegebenen Trostgründen reiste er beruhigt zu seinen Eltern zurück, und sollte als Lehrer bei einer Schule angestellt werden, denn er hatte schöne Kenntnisse im Wissenschaftlichen, und auch viele Kunstfertigkeit in der Musik sich erworben. Er genoß aber nicht lange des Glücks der erlangten Sehkraft; er starb leider kurz darauf an der Ruhr, worüber seine armen Eltern trostlos waren, weil sie dies als Folge des schweren Meineides ansahen.

Dieser Vorgang ergriff den Direktor der Blindenschule mit tiefer Bewegung. Er wendete sich um nähere Auskunft an den Pfarrer des Heimathsortes vom Verstorbenen, und erhielt von ihm folgende Nachrichten. Der Großvater, der die schwere Sünde begieng, war früher ein Bauer von sehr guten Vermögens-Umständen; seit seinem verruchten Meineid kam er aber in allem zurück, so daß sein Gut nach seinem Tod nicht an den Sohn übergieng, sondern verkauft werden mußte. Vor 16 Jahren ist er gestorben, und hatte 2 Söhne und 2 Töchter hinterlassen. Der älteste Sohn, Vater des gewesenen Blinden, wohnte im ehemals väterlichen Hause, er hatte 5 Kinder, von **denen 4 blind** waren; am Leben blieben jedoch nur zwei Knaben, ein Blinder, gegenwärtig 18 Jahre alt, den die Eltern auf keinen Fall von sich geben wollten, und ein Sehender von 8 Jahren. Als ein merkwürdiger Umstand muß bemerkt werden, daß dieser letztgeborne sehende Knabe nicht im großväterlichen Hause auf die Welt gekommen ist, denn die Eltern verließen es vor seiner Geburt, sie wollten nicht mehr darin bleiben, weil sie der Ueberzeugung waren, der Fluch Gottes ruhe darauf. Zugleich sandte der Pfarrer ein amtliches Zeugniß, das vom Oberrichter, den Geschwornen und dem Notar unterschrieben und besiegelt war, des Inhalts, daß der fragliche Großvater, als gewesener Verrechner vom Dorfwirthshaus, das der Gemeinde gehörte, vom damaligen Pächter desselben, und zwar im Jahr 1819, mehrmals Abschlagszahlungen für abgegebenen Gemeindswein und auf den Pachtzins angenommen, solche aber bei der jährlichen Abrechnung weggeläugnet, und deshalb im Haus des Oberrichters knieend geschworen habe: „**Gott möge ihm allen Segen entziehen, und seine Enkel der Möglichkeit, das Licht zu sehen, berauben, wenn seine Aussage nicht auf Wahrheit beruhe.**" Leider war dies nicht der Fall; aus Habsucht und Betrug hatte er falsch geschworen! Der Direktor gieng nun selbst noch an den Ort, und erhielt die Wahrheit von vielen andern Zeugen bestätigt. Da entschloß sich der brave Mann, die Geschichte durch den Druck bekannt zu machen.

Der Vorfall ist gewiß beachtungswürdig; wer dies nicht fühlt, der thut großes Unrecht an sich selber. Wer es aber sinnig, ohne Vorurtheil, im Gemüth bewegt, der fördert die ächte, liebende Gottesfurcht,

die am sichersten vor dem Abweg bewahrt, und zum ewigen Heil führt.

Liebhabereien.

„Es giebt allerlei Narren, und mein Herr ist ein Tauben-Liebhaber," so sagte einst ein lustiger Bedienter von seinem Herrn, dem der Weg nach Straßburg nicht zu weit war, wenn er von einem Paar schöner Mohrenköpfe oder Pfauentauben gehört hatte. — In einer ehemaligen Reichsstadt haben der Assessor und der Rathschreiber den Schreiner ein halb Jahr lang in Arbeit gehabt, um Vogelkäfige zu machen, und wußten jedes Gebüsch, in dem eine Nachtigall **wohnte**, auf den Umkreis von 6 Stunden weit. Der Rathschreiber sagt nicht, wie weit er gereist ist, um eine Steindrossel zu kaufen, noch weniger, was sie gekostet hat. Sie werden's eben damals gegolten haben. Es sind Liebhabereien.

So ist auch ein gewisser Doktor ein grosser, oder wie man zu sagen pflegt, ein dicker Freund aller kleinen Sänger des Waldes, und er hat eine innerliche Freude, wenn von einem Blaukehlchen, oder einer Nachtschlägerin die Rede ist. Einmal so besucht der Doktor seinen Vetter den Amtmann im benachbarten Amtsstädtchen, und wie sie Abends, es war im Dezember, miteinander ins Wirthshaus gehen, da pfeift der Amtmann, der heitern Gemüths (die Leute haben ihn gern) und zu einer gutgemeinten Neckerei immer aufgelegt ist, neben dem Doktor hergehend, einen feinen Triller. Als nun der Doktor achtsam aufhorchte, sagte der Amtmann aus Spaß: „wir haben hier auch Mitternachtschlägerinnen in den Gärten, weil das Klima so mild ist." Der Doktor nahm es ernstlich und meinte das sey merkwürdig; im Stillen mag er schon bei sich den Gedanken bewegt haben, wie er eine solche Nachtschlägerin bekommen könnte, doch fand er das Wetter eben nicht warm und verwunderte sich deshalb um so mehr über das Vorhandenseyn dieses Singvogels. Der Doktor ist nämlich nicht gerade auf den Kopf gefallen, aber die angeregte Liebhaberei, und die Zerstreuung, welche den gelehrten Herren oft sehr eigen ist, hatten richtig bewirkt, daß er trotz des kalten Dezemberwindes den Bären, welchen ihm der Vetter angebunden, für eine Nachtigall hielt, bis ihn das Gelächter des Vetters zum Verstand brachte. Im Wirthshaus hat erst der Doktor deßhalb viel leiden müssen.

Merke: Jede übertriebene Liebhaberei ist eine Leidenschaft und macht, daß wir oft nicht mehr erwägen, was gehen oder stehen mag; wir handeln dann oft, als ob man mit Blindheit geschlagen worden wäre. Leidenschaft nur Leiden schafft. Mancher Leser wird jetzt anfangen, nachdenklich über den Fall zu werden. Dem Doktor ist es selbst so gegangen; er war nur froh, daß es seine Frau nicht erfahren, die heute noch nicht weiß, wie viel er einmal Hunde beisammen hatte, und noch Junge dazu. Jetzt kann sie's im Kalender lesen; der Bote bringt ihr stets einen zum Christkindel, und wird dafür zum Auerhahnen eingeladen, wenn er zwischen Ostern und Pfingsten 14 Tag in der Beiz gelegen, und dann so zart ist, wie eine Lerche. Es ist auch eine Liebhaberei.

Der Tod des Kronprinzen von Frankreich.

(Mit einer Abbildung.)

Im vormjährigen Kalender ist zu lesen, welch schwere Unfälle das Jahr 1842 heimsuchten, wie der große Brand in Hamburg, mancherlei Erdbeben, Wassersnoth und sonstige Schickungen. Ein besonders verhängnißvolles Ereigniß war der am 13. Juli jenes Jahrs erfolgte Tod des Herzogs von Orleans, Kronprinzen oder Thronfolgers von Frankreich; man könnte es einem Blitz vergleichen, der plötzlich durch die heitere Luft zuckt, und einen stolzen Glücksbau in seinen Grundfesten erschüttert. — Es läßt sich die ernsteste Betrachtung darüber anstellen. Freud und Leid wechseln auf Thronen, wie in Hütten; das Glück giebt nichts umsonst, und die Wege der Könige und Fürsten sind oft sehr thränenreich und thränenwerth. Nicht immer wohnt das Glück in den Palästen!

Louis Philipp, der jetzige König der Franzosen, ist als Vater wahrhaft glücklich zu nennen; seine Kinder sind alle ausgezeichnet an Geschicklichkeit und Tugenden; er darf auf sie mit Stolz blicken, gerade wie unser gnädigster Großherzog auf seine herrliche Familie. Sein ältester Sohn, Herzog von Orleans geheißen, geboren am 3. September 1810, verheirathete sich 1837 mit einer Prinzessin von Mecklenburg, führte eine sehr gute, zufriedene Ehe, und erfreute sich der Geburt zweier holder Knaben. Im Sommer 1842 war seine Frau ins Bad gereist, und er stand im Begriff sie abzuholen, deshalb wollte er, als treuer Sohn, zuvor von den königlichen Eltern noch Abschied nehmen, die außerhalb der Stadt Paris in einem Lustschloß verweilten. Also fuhr er in einem offenen leichten Kaleschlein hinaus. Bei den letzten Häusern der Vorstadt wurden die Pferde scheu, und der Kutscher vermochte sie nicht mehr zu halten. Es richtete sich der Prinz im Wagen auf, redete mit dem Kutscher, in diesem Augenblick empfieng das Kaleschlein einen furchtbaren Anstoß, und ein entsetzlicher Ausgang war das Werk derselben Minute. Der Herzog verlor das Gleichgewicht, stürzte aus dem Wagen, und zerschug den Kopf auf dem Pflaster der Straße. Man brachte ihn in das nächste Haus, zur Wohnung eines armen Krämers, und legte den Bewußtlosen auf das dürftige Bette des Eigenthümers. Bald erschien Hülfe aller Art, so wie das trostlose Elternpaar und die Verwandtschaft, welche ganz unvorbereitet beim Spazierenfahren die schreckliche Kunde erfahren hatte. Keine Beschreibung vermag den Jammer und das Seelenleid zu schildern, das hier über die Mächtigen der Erde gekommen ist. Die nebenstehende Abbildung zeigt das Ganze getreu. — Hier sieht man in dem armseligen Kämmerchen den sterbenden Königssohn bewußtlos auf seinem Schmerzenslager und die Doktoren vergeblich bemüht, das scheidende Leben festzuhalten; neben dem Bette den greisen König, bittere Thränen weinend, daß sein Stolz und seine größte Hoffnung, wie das Rohr im Winde, geknickt ist; sodann am Fuß des Bettes die edle, nicht genug zu preisende Mutter, eine würdige Enkeltochter unserer großen deutschen Kaiserin Maria Theresia, eine Perle frommer tugendreicher Frauen. Neben dem Bette knieet die Prinzessin Adelheid, Schwester des Königs, und gleich der Königin unermüdliche Wohlthäterin der Armen; dann kommen die liebevollen Geschwister. An der Thüre stehen zwei weltberühmte Generale; der Erste mit den langen Haaren, ist der fast 80jährige Marschall Soult, (sprich Sult) der Anno 1792 als Soldat ins Feld zog, jetzt Herzog von Dalmatien genannt wird, und seither Sieger in 39 Schlachten war. Er hat sich bei Lebzeiten schon sein Grabmal errichten lassen, nämlich eine große Säule, worauf sein Name steht, umgeben von 39 kleineren, welche die Namen jener Schlachten tragen. Dies ist stolz. Mächtige Krieger sind keine Wohlthäter der Menschheit, und doch wird ihr Name verherrlicht. Nur Wenige kennen den Namen des ehrlichen Bürgers, welcher das Spinnrad erfand; kein prächtiges Grabmal verkündet ihn der Nachwelt, aber in tausend und aber tausend Herzen ist fortwährend ein Altar stiller Dankbarkeit errichtet. — Der andere General ist der Marschall Gerard, auch ein Held aus der Napoleon'schen Zeit. So war es in dem ärmlichen Zimmerlein und in der Todesstunde des blühenden, schönen, mächtigen Prinzen. In den Armen des Vaters endigte er sein junges, unbeflecktes Leben. In heißen Thränen seufzte die fromme Mutter: „er machte uns zu glücklich, darum hat Gott ihn uns genommen!" Ihr Haupthaar ist im Kummer vor der Zeit weiß geworden. — Das Sterbehaus ist jetzt abgerissen, und an dessen Stelle eine Trauerkapelle mit sinnvollen Denkzeichen erbaut worden; das Sterbezimmer aber ließ die Königin in ihrem Schlosse unverändert wieder aufrichten, und dort betet sie alltäglich aus der Tiefe eines gebrochenen Mutterherzens. Die Königin ist ein Engel an Frömmigkeit und Tugend.

Wo Gott spricht, soll der Mensch schweigen. Louis Philipp ist aus den Reihen der Unterthanen eines Königs an die Stelle dieses Königs gekommen; die Vorsehung hat ihn erhoben; sie hat ihm aber auch schwere Opfer auferlegt. Doch zeigte er sich der Erhebung würdig, denn er regiert weise,

zumal als ein Fürst des Friedens. Nun war aber die Vermuthung sehr wahrscheinlich, daß eben jener unglückliche erstgeborne Sohn, wäre er zur Regierung gelangt, sein Reich durch kriegerische Thaten zu verherrlichen gesucht hätte. Mit dem goldenen Frieden wäre es dann zu Ende gewesen. Der Fall aus dem Wagen zeigt mit grauenhaft mächtiger Beredsamkeit die Nichtigkeit aller irdischen Größe, aller weltstürmenden Plane.

Gott rief den Königssohn ab, damit sein Andenken in Segen bleiben und seinen Kindern ein reines Erbe überliefert werden kann. Die christliche Menschheit sieht mehr und mehr ein, daß der Krieg ihrer unwürdig ist. Auf bloße Gewalt wird hinfüro keine Ordnung gegründet. Die blos starken Geister sollen nicht mehr die Welt regieren, aber die Starken und Guten werden zeigen, wie Gott sie regiert. Wo dies am treuesten erkannt wird, da lebt man am glücklichsten! Vom Sarg des Herzogs von Orleans gehen solche Lehren aus. —

Schreckliches Erdbeben.

Der Jahrgang 1842 war denkwürdig bezeichnet durch schwere Unfälle aller Art, zumal durch große Feuersbrünste, wir erinnern nur an den Brand von Hamburg. Im verflossenen Jahr sind Gottlob weniger Unfälle vorgekommen; aber ein entsetzliches Erdbeben, das im amerikanischen Meer einige Inseln heimgesucht, wiegt an Jammer, Noth und Schaden fast die ganze Summe des Elends von 1842 auf; ja, im Edelsten, dem Verlust an Menschenleben, überragt es dieselbe bei weitem. Die Berichte lauten herzzerschneidend. —

Als der große Seefahrer Christoph Columbus auf die Entdeckung von Amerika auszog, da gelangte er am 12. Okt. 1492 an die herrlichen Inseln, welche zwischen Nord- und Südamerika liegen. Man nennt sie zusammen „West-Indien," und auch die Antillen. Einige darunter haben den Umfang und Werth von Königreichen; von dorther kommt der meiste Zucker und Caffee. Unter ihnen ist die Insel Guadeloupe (sprich Gadelup) ein feiner Besitz der Krone Frankreich. Den Namen hat sie noch von ihrem Entdecker Columbus, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit einem Gebirg gleichen Namens in Spanien. Es mag dem kühnen Seehelden wohlig ums Herz gewesen seyn, als ihn so ein Anblick plötzlich an die liebe Heimath gemahnt hatte! Auf dieser Insel wohnen an 150,000 Menschen. Eine zierliche Stadt darauf, so groß und reinlich gebaut wie Mannheim, heißt Point-à-Pitre; sie zählte an 20,000 Einwohner, und war der Sitz mächtigen Reichthums und behaglichen Wohllebens. — Eine Minute reichte hin, dies Alles in Schutt und Graus zu verwandeln! Es war am 8. Februar, Vormittags 10½ Uhr, als plötzlich ein unterirdisches Rollen, wie von vielen Trommeln, gehört wurde. Die ganze Insel hüllte sich in Staubwolken. So kündigten sich die Erdstöße an, die 1 Minute und 10 Secunden fast unausgesetzt dauerten. Schon beim zweiten Stoß waren drei Viertel der Häuser in der Stadt umgestürzt. Zuletzt blieben keine 10 Häuser stehen. Von dem Grausensschauspiel läßt sich keine Beschreibung liefern. Der Augenblick des Einfallens der Häuser war entsetzlich. Menschen und Thiere waren von einem Gefühl des Schreckens ergriffen. Wer nicht plötzlich erschlagen war, stürzte auf die Straßen; dort lag die Bevölkerung auf den Knieen; es war, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre. Man sah Menschen in Stücke zerquetscht, obwohl noch am Leben, herzzerreißende Schreie ausstoßend und um den Tod flehend. Kein Stein mehr auf dem andern, an 5000 Menschen todt, und 15,000 ohne Obdach, von denen Viele schwer verwundet! Zum Furchtbaren gesellte sich noch das Entsetzliche. Bald brach an 60 bis 70 Orten zugleich Feuer aus, weil die Schickung gerade in die Zeit des Kochens fiel, wo überall Feuer auf den Heerden brannte; innerhalb zwei Stunden war die ganze Stadt nur ein qualmender Gluthofen; 4 Tage und 4 Nächte wüthete das Feuer fort, alles, was das Erdbeben verschont hatte, oder was unter den Trümmern lag, Kleider, Lebensmittel, Hausrath, menschliche Körper u. s. w. fraß vollends die

Flamme. Man hatte zwar das Meer zu Füßen, aber keine Löschgeräthschaften; die Feuerspritzen waren unter den Trümmern begraben, und sonst keine Gefäße vorhanden, um Wasser auf das wilde Element zu gießen. Viele hundert Verwundete sind elendiglich verbrannt. Beim Ausbruch des Erdbebens waren etwa 200 der reichsten Einwohner im Kaffeehaus, eines Schiffskaufs wegen versammelt; — von allen diesen entkam Niemand. Glücklicher war die Garnison, die gerade außerhalb der Caserne sich befand, nur 3 Mann verloren das Leben. Rührend ist der Tod einer großen Anzahl junger Mädchen, die sammt den Lehrerinnen durch das einstürzende Schulgebäude alle erschlagen wurden. Einzelne Scenen sind über alle Beschreibung gräßlich. Ein Mädchen eilte, um dem Tod zu entgehen, aus dem väterlichen Hause; schon glaubte sie sich gerettet, als des Nachbars Haus einstürzte, und ein Theil der Trümmer auf ihre Füße fiel. Vergeblich versuchte ein Soldat, sie zu befreien. Es nahte sich die Wuth des Feuers, da bat sie den Soldaten, ihr die Füße abzuhauen, um sie vor dem Verbrennen zu schützen. Der Soldat zog den Säbel, um ihre Bitte zu erfüllen: da überwältigte ihn der Schauer und er floh. Das Mädchen fand den gräßlichen Tod in den Flammen. Ein Anderes wurde wahnsinnig, irrte unbefangen zwischen den Leichnamen umher, und rief: „ich fürchte mich nicht vor Erdbeben, denn ich bin in meiner Mutter Haus.“ Und mitten unter diesen Schrecken gab es Frevler, Matrosen und Neger, welche auf Plünderung auszogen, trotz den furchtbaren Gräueln der Zerstörung! Man nahm sie fest, und machte kurzen Prozeß. In den ersten Tagen, und ehe von allen Orten her Hülfe kam, herrschte wahre Hungersnoth, man entriß sich eine Kartoffel, und raubte das noch lebende Vieh. Alle Backöfen waren eingestürzt, die Mehlvorräthe verbrannt! Auch merkwürdige Fügungen waren zu beobachten. Inmitten des gransenhaften Trümmerhaufens erhob sich das Vordertheil einer Kirche, mit dem Zifferblatt der stille gestandenen Uhr, noch immer zeigend 10 Uhr 35 Minuten, die Stunde des Ruins einer Stadt und der Ewigkeit für so viele Tausend! In einer andern Gegend sah man die aufrecht gebliebene Wand eines mit Gemälden reich geschmückten Zimmers, von dem die drei andern Wände mit ihren Schätzen eingestürzt waren. An jener Wand hingen noch drei bedeutungsvolle Bilder; das erste stellte die Zerstörung Babylons vor, das zweite die heilige Jungfrau Maria, und das dritte den König Louis Philipp. Letzterer ist, und dies nicht blos im Bild, schon mancher Gefahr entgangen; Gottes Hand beschützt ihn, er ist ein Mann des Friedens. Was auf der Insel am Leben blieb, hatte lange die Furcht vor ansteckenden Krankheiten. Denn aus den Ruinen einer solchen Todesstadt geht gar oft auch ein Todes-Engel, Pest oder Cholera morbus geheißen, hervor; ein Unglück kommt selten allein. — Der Schaden, welchen Erdbeben und Brand zusammen blos in dieser Stadt angerichtet, wird auf 30 Millionen Gulden berechnet. Die Summe ist eher zu klein, denn zu groß. Auf den andern Theilen der Insel und in der Gegend hat das Erdbeben ebenfalls mehr oder weniger stark gehaust, doch nirgends so entsetzlich, wie in der Stadt Point-à-Pitre. Gott spricht in Wettern! „Er ist der Herr, sagt der Prophet Nahum, dessen Wege im Wetter und Sturm sind; die Berge zittern vor ihm, und die Hügel vergehen.“ Es ist ist das Geheimniß der Gottheit, welche große Weltsünde durch solche fürchterliche Schickungen, die plötzlich hereinbrachen, gebüßt werden sollen. Niemand weiß es. Wir kennen den Zweck nicht dieser entsetzlichen Prüfungen, aber wir fühlen, daß derlei Unfälle die zerstreuten Angehörigen der großen Menschenfamilie einander näher bringen. Solche furchtbare Ereignisse stellen den Herrn in seinem unerforschlichen Rathschlusse dar, auf daß wir Anlaß finden, den hochsten Aufgaben unserer Bestimmung nachzustreben, nämlich der Ergebung in den göttlichen Willen; dem Vertrauen zu uns selbst, das heißt der Ergebung in das harte Loos des Lebens, als Folge des festen Glaubens an die Gute und Weisheit der Vorsehung, so wie an die Ausgleichung der Leiden dieser Welt mittelst jenseitiger Herrlichkeit: und endlich der Belebung der wahren Bruderliebe, die im Unglück sich am deutlichsten offenbaren kann.

Liebe Leser! die Länder, wo Zucker und

Caffee gepflanzt werden, und woher die kostbaren Gewürze herstammen, sind freilich reich gesegnet an Fruchtbarkeit, Wärme und Ueppigkeit. Aber neben den Blüthen des Lebens haust dort der Schrecken; denn solche Erdbeben sind daselbst häufig. Es ist wie mit den russischen Schneestürmen. Lob und Preis dir, deutsches Vaterland! deine Winter sind doch meistens manierlich, und deine Erde ist dem Landmann treu, der mit treuem Fleiß sie bearbeitet. Und so mancher Sohn kann sie gegen ein solch fremdes, heimtückisches Land vertauschen!

Vom Kaiserreich China.

(Mit einer Abbildung.)

Im Osten des Welttheils Asien liegt das unermeßlich große Reich China, merkwürdig durch seinen ungeheuren Umfang, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, und die Anzahl seiner Bewohner. Man rechnet, daß allein die am Meer gelegenen Gränzen an zwei tausend Stunden lang sind, darnach mag man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung des Landes machen. Es sollen an 300 Millionen Menschen, mehr als in ganz Europa, darin wohnen, eine Angabe, die wahrscheinlich übertrieben ist; seinen Flächeninhalt kann man jedoch auf 200,000 Quadratmeilen, also auf den zwölften Theil der bewohnten Erde, annehmen. Gott hat das Land reich gesegnet; alle Thiere, die bei uns heimisch sind, alle Erzeugnisse des Bodens, die bei uns in Europa wachsen, werden dort in trefflicher Vollkommenheit angetroffen, und außerdem noch die köstlichen Gaben der heißen Zonen, als Gewürze, Zucker, Seide, Reis und vorzüglich Thee. China ist das eigentliche Vaterland dieser edlen Pflanze, es sind die Blätter von einem Strauch, welche das beliebte Getränk geben. Die Engländer lieben es am meisten; man rechnet, daß sie jährlich fast eine halbe Million Centner davon in China aufkaufen. Genug, es giebt auf der ganzen Erde keine Gegend, welche an Fruchtbarkeit China überträfe. Eine besondere Erwähnung verdient der sogenannte Aloe-Baum, der gar mancherlei Nutzen liefert. Unter seiner Rinde hat er dreierlei Holz, von dem die erste Schichte schwarz, dicht und sehr schwer ist, Adlerholz heißt, und hoch im Preis steht. Aber ganz kostbar ist die dritte Schichte am Herz vom Baum; dies Holz wird in Indien dem Gold gleich geachtet, denn es ist vom angenehmsten Wohlgeruch und giebt ein Heilmittel gegen die Auszehrung und Gliederkrankheiten. — Die Bewohner sind ein eigener Schlag Menschen; sie stehen seit langer Zeit auf derselben Stufe der Bildung, und schreiten nicht vorwärts; sie sind wie geschickte, altkluge Kinder. Unsere Erfindungen, als Buchdruckerkunst, das Schießpulver, Porcellan, eiserne Häuser u. s. w. waren ihnen schon früher bekannt, aber sie haben keine Verbesserungen im ursprünglichen Erfund angebracht, es blieb gleich beim Alten. Die Bewohner von Asien nähren überhaupt eine große Liebe zum Herkömmlichen; dann haben die Chinesen eine gar sonderbare Schrift. Diese besteht nämlich, nicht wie bei uns, aus einzelnen Buchstaben, die miteinander ein Wort bilden, sondern bei den Chinesen hat jedes Wort ein apartes Zeichen, etwa wie wir für das Wort Pfund das Zeichen ℔ setzen, oder für ein Gulden blos fl. schreiben. Daher kommt es, daß in China nur ganz gelehrte Leute lesen und schreiben können; es ist zu schwer zu erlernen. Dieser Umstand trägt viel zum geistigen Stillstand der Chinesen bei. Denn fleißig und anstellig, zumal in den mechanischen Arbeiten, sind sie; man hat sie gern als Diener und als Colonisten. Je kleiner der Fuß und das Auge eines Frauenzimmers, und je schwärzer und länger der Zopf des Mannes ist, für desto schöner gelten sie. Die Geschichte von China reicht lang bis vor Christus hinauf; das Volk ist gar friedlicher Natur, und nicht kriegerisch gestimmt; sein Sprüchwort ist, es sey besser, schlecht im Frieden zu leben, als gut im Unfrieden. Gegen ihren Kaiser haben sie die größte Ehrfurcht, den strengsten Gehorsam, und eine Treue bis zum Tod. Als die Engländer Krieg mit ihnen hatten, befahl der Kaiser, daß man lieber die Häuser verbrennen, und sich selbst umbringen solle, als jenen Fremdlingen in die Hände zu fallen; — und dieser fürchterliche Befehl wurde ohne Murren befolgt. Niemals, im Lauf der ganzen Weltgeschichte, hat ein fremdes Volk Einfluß auf China geübt; es hat bis vor zwei Jahren seine Abschließung standhaft durchgesetzt; jetzt aber haben die Engländer den Zugang erzwungen. Es läßt sich

noch gar nicht übersehen, welch' große Folgen es haben muß, wenn dies kluge, patriarchalische Volk aus seinem geistigen Schlaf erweckt, und durch die Lehren unseres göttlichen Evangeliums zu neuem Leben beseelt wird. Denn in ihm lebt eine verhüllte Sehnsucht und Weissagung nach dem Christenthum, welches die Jesuiten einst mit großem Erfolg im Reiche gelehrt hatten, das aber später durch einen grausamen Kaiser aufs Bitterste verfolgt ward. Es besteht die Sage, der Apostel Thomas sei nach China auf seinem Lehrgang gekommen. Mit großem Eifer hörten die Chinesen die Missionäre an, welche mit den Engländern zogen und in feurigen Worten das Heidenthum angriffen. Der Krieg ist zwar nicht die rechte Weise, um die christlichen Sendboten einzuführen, allein ein solcher Kampf ist oft nothwendig, um gleich einem Erdbeben die veralteten Dinge umzuwerfen. Die Vorsehung weiß, was Noth thut. Eine Haupt-Merkwürdigkeit in China ist auch die große, an 600 Stunden lange Mauer, womit das Reich auf der Landseite gegen die Nachbarn gänzlich abgeschlossen ist. Diese Mauer an 30 Fuß hoch, sehr dick, mit vielen Thürmen und Thoren versehen, läuft ununterbrochen über Berg und Thal, und beschützt gegen den Einfall unruhiger Nachbarn. Es giebt kein ähnliches Unternehmen von solcher Größe. —

Gegen dies Volk nun haben vor zwei Jahren die Engländer Krieg angefangen. Die erste Veranlassung ist nicht gar löblich gewesen. Im engeländisch Indien wird eine Pflanze gebaut, eine Art Mohn, wovon das Opium gemacht wird, das man in den Apotheken braucht. Die Chinesen haben aber die Gewohnheit, es wie Tabak zu rauchen, da berauscht es, wie das Trinken, und wenn man es länger treibt, so entkräftet es den Menschen, wie der Genuß vom Branntewein. Aber leider wird es bald zur Gewohnheit, die man nicht mehr lassen kann. Die chinesische Regierung verbot den Handel, der überhaupt nur in einer einzigen Stadt am Meer mit den Fremden getrieben werden durfte. Dies war den Engländern schon lange nicht recht, darum suchten sie Händel. Mit ihren Dampfschiffen voll großer Kanonen fuhren sie die Flüsse hinauf, schossen die Städte zusammen, jagten die chinesischen Soldaten in die Flucht, bis endlich der Kaiser Friede machte, viel Geld bezahlte, und ihnen an fünf Punkten freien Handel zugestand. Die tausendjährige Absperrung ist nun bezwungen; ein neuer Tag bricht für China, ja für die Welt heran, davon soll übers Jahr mehr berichtet werden.

Voranstehende Abbildung zeigt, wie die Engländer mit den Chinesen zum Friedensschluß zusammenkommen; sie trinken Champagner (vielleicht Breisgauer) dazu, der den Chinesen schmeckt. Der Herr in der Mitte ist der Missionär Gutzlaff, ein Deutscher, der schon längere Zeit in China seinen gesegneten Lehrberuf übt, und bereits viele zum Christenthum bekehrt hat. Der edle Mann macht den Dollmetscher; die Porträts sind alle wohlgetroffen.

Von der Verfassung.

Am verflossenen 22. August waren es 25 Jahre, daß der gute, nun in Gott ruhende Großherzog Karl aus der Fülle eines wahrhaft menschenfreundlichen, somit ächt fürstlichen Gemüths, das Staatsgrundgesetz des Landes, die Verfassung, oder den Inbegriff der Rechte und Pflichten des Bürgers, festgestellt hat. Wie herzlich und sinnreich allenthalben im Großherzogthum die desfallsige Jubelfeier begangen worden, dies ist meinen lieben Lesern gewiß noch auf's lebhafteste gegenwärtig. Und mit Recht; denn eine Verfassung schafft das eigentliche Bürgerthum mit gesetzlicher Freiheit; sie steigert die Liebe zum Fürsten, der in Ausübung seines schweren, von Gott ihm vertrauten Regenten Amtes die Stimme seines treuen Volkes gerne hört; sie anerkennt ausdrücklich die Gerechtsame des Menschen, und setzt für Alle, für die Höchsten wie für die Niedrigsten im Lande, das gleiche Gesetz fest. Die Rechte des Thrones und die Rechte des Bürgers sind keiner Willkühr mehr ausgesetzt. Um den Werth der Segnungen eines geordneten verfassungsmäßigen Zustandes recht zu schätzen, bedarf es nur eines Rückblicks auf die früheren Verhältnisse.

Vor alten Zeiten lag ein schwerer Druck, die Leibeigenschaft, auf den Landmann. Unter der allgemeinen Benennung „Bauer" umfaßte man alle Personen, welche weder

ritterbürtig, noch Bürger und Beisaßen in Städten waren. Dieser Bauernstand war ein gänzlich unfreier; der Boden, welchen er bebaute, gehörte nicht ihm; er hatte gar kein Grundeigenthum, ja er gehörte selber mit seiner Person, wie eine Sache, zu dem Vermögen seines Leibherrn, der entweder ein Graf, ein Edelmann, ein Kloster oder der Landesherr war. Der leibeigene Bauer konnte mit den Gütern, auf denen er angesiedelt gewesen, verkauft werden; er glich einer Waare. — Im Verlauf der Jahre sind diese harten Verhältnisse allerdings, zumal in Süddeutschland, billiger und gerechter geworden. Der Landmann durfte sich seiner Felder als eines Eigenthums erfreuen, und sie auf seine Kinder vererben; dennoch war noch gar Manches aus der alten Zeit übrig geblieben, was wie eine schwere, von den Voreltern herabgekommene, unablösbare Schuld auf ihn lastete. Unter allerlei Namen, wie Besthaupt, Todfall, Fallrecht, bestanden große Abgaben, sodann gab es Zinse, Beten, Gülten, dem Leibherrn zu entrichten, ihm Frohnden zu leisten, und überhaupt drückte die Botmäßigkeit jede freiere Bewegung nieder.

Keinem guten Badener ist es unbekannt, daß vor etwa 60 Jahren der erlauchte Vater unseres jetzigen durchlauchtigsten Großherzogs, der edle, unvergeßliche Carl Friedrich, die zu jener Zeit, wie überall in Deutschland, so auch bei uns noch bestandene Leibeigenschaft, aufhob. Nur Kaiser Joseph, glorreichen Andenkens, hat es ihm um etliche Jahre zuvor gethan. Sklaverei und Leibeigenschaft stammen aus dem Heidenthum her, in welcher zu keiner Zeit dem Menschen, blos darum weil er ein Mensch ist, diejenige Achtung und Gerechtigkeit wiederfuhr, welche erst durch unsere christliche Religion, und deren schönes Gebot, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, in die Herzen gepflanzt, und als ein allgemein geltender Grundsatz anerkannt wurde. Der edle Fürst Carl Friedrich war ein wahrer Christ, und ein liebender Vater seiner Landeskinder; deshalb schaffte er auch die letzten Spuren jenes Heidenthumes ab, und dies zu seinem unvergänglichen und dankbaren Ehrengedächtniß. Denn redliche Unterthanen werden niemals des Guten vergessen, wodurch preiswerthe Regenten ihre Wohlfahrt förderten; sie haben es bei der Verfassungsfeier deutlich erprobt.

So schlimme Verhältnisse, wie in den alten Zeiten, können nicht wiederkommen. Damit aber in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens eine feste, für Jedermann, hoch oder gering, verbindliche Regel walte, haben gute Fürsten eine Landesverfassung, oder damit das Hauptgesetz verkündet, wie es fernerhin in allen Zeiten im Lande gehalten werden soll. Es läßt sich nämlich keine geregelte Ordnung ohne Gesetz und ohne eine oberste Staatsgewalt denken, so wenig wie ein Volk ohne Regierung, oder eine Regierung ohne Volk. Die Einrichtungen dieser Staatsgewalt sind nun in unserer preiswürdigen Verfassung besonders milde festgesetzt, es sind darin mit offenem Zutrauen die Rechte des Thrones wie die des Landes genau bestimmt. Der Regent behält die oberste Macht, aber er übt sie nicht nach Willkühr, sondern nach dem Gesetz und in der Ausübung der zwei wichtigsten Punkte, bei neuen Gesetzen und bei den jährlichen Steuern, ist die Zustimmung des Volks durch seine Abgeordnete, nothwendig. Außerdem sichert sie allen Bürgern — und dies sind jetzt sämmtliche Bewohner des Landes — die gleichen Rechte zu; Jeder, der sich zum christlichen Glauben bekennt, vornehm oder arm, kann sich zu einem Staats- oder Kirchendienst ausbilden, die Geburt macht keinen Unterschied; Jedermann, ohne Ansehen der Person, trägt gleichmäßig zu den Steuern und Abgaben bei; Eigenthum und persönliche Freiheit sind geschützt; die Gerichte sprechen ganz unabhängig nur nach dem Gesetz; wenn der Fiskus einen Prozeß hat, so gilt das Verfahren wie beim ärmsten Bürger; Niemand kann ohne gesetzlichen Grund ins Gefängniß geführt werden; die Vermögens-Confiscationen, die früher statt hatten, bleiben abgeschafft; Jeder Landeseinwohner hat ungestörte Gewissensfreiheit, das heißt, er darf nach seinem Glauben ungestört seine Gottesverehrung ausüben.

Und nun kommen noch die hochwichtigsten Gerechtsame, welche den Kammern zustehen, nämlich die Prüfung und Zustimmung zu den neuen Gesetzen, so wie zu den jährlichen Steuern; die Kenntnißnahme von der Verwendung der Staatsgelder, daß nämlich der Betrag aller Steuern und Abgaben genau und redlich zu denjenigen Ausgaben verwendet

worden ist, worüber Regierung und Kammern im Interesse des Landes und zu seiner Wohlfahrt übereingekommen sind; das Recht Klagen und Beschwerden, auch nützliche Vorschläge dem Großherzog zu übermitteln, und endlich die Minister und öffentliche Beamte anzuklagen, und gerichtlich zu verfolgen, wenn sie in ihrem Amt Unrecht gethan, oder die Verfassung verletzt haben. — So hat ein guter Landesfürst es für alle Zeiten verordnet, damit, wie der Großherzog Karl, gesegneten Andenkens, im Eingang der Verfassung schrieb: „die Bande des Vertrauens zwischen Fürst und Volk immer fester geknüpft werden." — Daran denkt mit frommem Sinn, meine lieben Leser, bedenkt, daß zu allen Zeiten in unserm Vaterland ein liebevolles Verhältniß zwischen Fürst und Volk bestanden, und daß das Beste, was wir haben, von unsern Fürsten gekommen ist. Diejenigen, welche Mißtrauen gegen den Regenten erregen, können es nicht redlich meinen. —

Also, die Verfassung bleibt dem Thron zur edelsten Stütze, dem Volk zum sichern Schutz; sie schließt die fruchtbaren Keime der wahren Freiheit und Ordnung ein. In die Kammer sollen keine Männer von blindem Haß gegen die Regierung gesendet werden, so wenig als Männer von blinder Hingebung. Wer mit der Ehrenstelle eines Abgeordneten betraut wird, der muß reinen Gemüths, treu dem Fürsten, Freund des Volks, frei von Schwindelei, und vor allem so gesinnt seyn, daß er die allgemeinen Interessen höher achtet, als seinen Privatvortheil. Mit solchen Abgeordneten wird alsdann der Fürst des Landes Wohl gerne berathen. Dann tragen die Verhandlungen den Stempel des Vertrauens, sie huldigen nicht der Eitelkeit, oder dem Geist unfruchtbarer Streitereien; ein jeder Landtag fördert in Wahrheit die Wohlfahrt in öffentlicher Freiheit.

Und daß es so komme, dies, liebe Leser, ist in eure Hand gelegt. Ihr alle, geliebte Mitbürger, seyd berufen, die Ernennung der Wahlmänner vorzunehmen, welche sodann den Abgeordneten eures Bezirks zu wählen haben. Folgt Ihr an diesem Tag der Eingebung des redlichen, sich selbst achtenden Bürgerherzens, das keine Falschheit kennt, folgt Ihr den Regungen, die Gott in jede gute Menschenbrust gepflanzt hat, nämlich der Achtung vor Tugend und Ehrbarkeit; so werdet Ihr Eure Stimme dem würdigsten in der Gemeinde geben, sey er nun arm oder reich; Ihr werdet sie, wenn Ihr Fürst und Vaterland wahrhaft liebt, dem Manne geben, dem Ihr in eigenen wichtigen Angelegenheiten des Lebens Zutrauen schenken, und dessen Rath Ihr selbst befolgen würdet. Wenn Ihr so wählt, dann werden auch eure Wahlmänner wählen, wie es recht ist. Es kann alsdann nicht mehr fehlen: der Großherzog hört die wahre Stimme des Volks, und man braucht nicht zu glauben, es sey nur das Werk einer unruhigen Parthei. Die wahre Stimme des Volks ist niemals überhört worden!

Aber gerade bei der Wahlmännerwahl hat der Kalenderbote traurige Wahrnehmungen auf seinen Gängen durchs Land gesammelt. Wenn er sah, wie zur Zeit der Wahlen Einer geschäftig im Bezirk herumrößelte, von Wirthshaus zu Wirthshaus, oder von Wahlmann zu Wahlmann zog, mit geläufiger Zunge gegen die Regierung Vorwürfe, wohl auch Verdächtigungen erhob, anziehend von Freiheit predigte: so frug er halbverwundert ob der Geschicklichkeit, ist dieser beredte Mann der beste Bürger im Ort, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein fleißiger Haushälter, ein Musterbild von Bürgertugend? Wenn dann die Leute den Kopf schüttelten, so gieng der Bote traurig weiter. Wenn er ferner sah, wie ein Anderer, der durch Zufall, ohne eigenes Verdienst, sehr reich geworden, seinen Ueberfluß zu Trinkgelagen in Wirthshäusern anwendete, um dadurch Stimmen zu gewinnen, oder gar, wie man Privatfeindschaften ausbeutete, um die öffentliche Stimmung zu berücken, wenn er das Heer der Volksschmeichler sah, die nichts wie Argwohn ausstreuten, damit Stürme aufgiengen: so gedachte der Bote wehmüthig an die edlen verklärten Fürsten Carl Friedrich und Carl, und wie die über den Sternen, ob solcher Verblendung, und der Geschäftigkeit mancher Schriftverfasser, Notare, Aerzte, Schullehrer, ja selbst geistlicher Herren, seufzen werden. Er gedachte der schönen Worte, welche der Großherzog Karl einer Deputation Karlsruher Bürger, die für die Verfassung dankten, im September 1818 sagte: „Es ist

mir nicht unerwartet, von den Bürgern Karlsruhes Gesinnungen der Dankbarkeit, Ergebenheit und eines festen Vertrauens zu vernehmen; ich finde darin meinen besten Lohn. Im treuen Verein zwischen Regent und Volk liegt das Gemeinwohl." So sprach der Großherzog Karl, schon nahe am Grab; der Bote hat die Worte von Jemand, der sie mit angehört hat. — Geliebte Mitbürger! Trachtet, daß jeder Landesfürst aus freudiger Seele in allen Zeiten so sprechen kann! dann ist die Verfassung eine Wahrheit!

Zur Warnung.

Auf jeder bösen That ruht ein Fluch, zunächst der, daß man zu weiterm Bösen fortgezogen wird. Das Böse wuchert nach, bis es das ganze Verderbniß herbeigeführt hat. Nur auf der Rechtschaffenheit ruht Segen, sie allein giebt mit dem zeitlichen Vortheil, mag dieser noch so klein ausfallen, auch Gewinn an ewigen Gütern! Darum übe immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit, von Gottes Wegen ab! Jener Mann im Oberland hat dies leider nicht beherzigt, was wehmüthig zu beklagen ist, denn er hat als Handwerksmann im freundlichen, gewerblichen Städtchen einen guten Verdienst gehabt, und sich und die Seinen genügend ernähren können. Da muß ihn der Geldteufel verführt haben, daß er beim Loßschlagen eines Stück Feldes dem Käufer, einem ordentlichen Juden, es größer angab, als es in Wirklichkeit war, und deshalb mehr Geld bezahlt bekam, als das Feld werth gewesen. Als der Jude die Unredlichkeit gewahr wurde, verlangte er, wie billig, vom Kaufpreis zurück, was der Christ mit Hohn verweigerte; gehandelt sey gehandelt. Der Christ zeigt sich hier nicht im Geist unserer göttlichen Lehre; er hat sie nicht ins Herz aufgenommen, denn sonst hätte er erstens die Sache gar nicht so betrügerisch angefangen, und zweitens wäre er nicht zu dem Bürgermeister von dem Ort, wo er sein Feld hatte, gelaufen, um demselben zuzumuthen, das Stückchen Feld größer im Grundbuch anzuschreiben. Aber der wackere Bürgermeister hat ihn gejagt! Unsere Bürgermeister sind Biedermänner: der Kalendermann hielte ja nichts auf die Verfassung und die Gemeindeordnung, wenn sie nicht das lebendige Gefühl für Recht und Ordnung, was die wahre Freiheit ist, heranzögen und stärkten.— Also dachte der Mann auf einen andern Ausweg, auch gab ihm der Böse einen ein. In demselben Dorfe bestellte er nun den Juden in ein Haus, mit der Versicherung, dort werde er das zuviel bezahlte Geld zurückerhalten. Der arglose Schmuel kam, brachte auch den Vetter Jekuf mit, doch wie ward ihm, als der schlimme Verkäufer die Thüre abschloß, und mit frecher Stirne verlangte, eine schon bereit gehaltene Schrift, welche besagte, alles sey in Richtigkeit gebracht worden, müsse sofort freiwillig unterschrieben werden, sonst gebe es schreckliche Prügel. Auf Schmuels Weigerung, dem ungerechten Begehren Folge zu leisten, fielen letztere auch auf ihn und den armen Jekuf so hageldicht, daß sie Mordio schrieen. Endlich gelingt es den Geängstigten, welche sogar Messerstichwunden davon trugen, ein Fenster einzuschlagen, und Bürgerhülfe anzurufen. Die Nachbarn wurden aufmerksam, nun überkam dem schlimmen Thäter die Angst, und er lief davon. Aber die zurückgelassene Schrift wird zum Zeugen über die Mißhandlung, die Juden erscheinen vor der Obrigkeit, und zuletzt hieß es, man hole den saudern Verkäufer für eine geraume Zeit in Thurn; die Prozeßkosten durfte er auch zahlen, und die Schande, so wie die Mißbilligung aller Redlichen hatte er noch oben drein zu tragen. —

Es werden leider viele Klagen über die Pratiken der Kinder Israels laut, und gar manche sind gegründet. Obiger Fall zeigt, wie umgekehrt der Christ einen Juden betrügen wollte, und wie grob er es anfing. Aber weder Christ noch Jude soll sich berechtigt glauben, Unrecht zu thun. Wenn es auch Niemand sieht, so sieht es doch das Auge Gottes, der in seiner Gerechtigkeit jede Schuld bestraft. Der irrt sich, der da meint, es sey hier alles mit der Geldstrafe, dem Schellenwerken, oder dem Zuchthaus abgethan. Meint ihr, die Ewigkeit sey ein leeres Wort!

An die lieben Leser.

Der Kalendermann erhält oft Briefe, mit Klagen und Beschwerden, die in den Kalender kommen sollen; z. B. über böse Buben, welche die Bäume durch Ringeln verderben, über unfriedliche Nachbarsleute, über Gewaltthätigkeiten in Gemeinden, wie manche Leute darin die Bürger aufhetzen, daß nur eben sie, (meinetwegen die Wirthe im Ort) Nutzen bekommen, sodann über Allmendtheilung, Fürchtenmachen, und auch sonst über lose Dinge. Er hat nichts davon gedruckt, denn ein Kalender, den man alle Tage zur Hand nimmt, soll Niemand betrüben; der er will gewarnt haben, es könnte sonst anders kommen. Was ungerecht ist, gehört öffentlich gerügt. — Am meisten freute ihn der Brief von einem guten Wälder, worin es heißt: „so oft ich eine Geschichte in eurem Kalender lese, empfinde ich einen innerlichen Trost." — Möchten alle meine lieben Leser so sprechen!